

Zwei Leben für die Literatur

Arthur West (1922–2000) und Edith West (1919–2022)

GERALD GRASSL

*Den Himmel kann ich nicht
himmlischer machen;
jedoch die Erde vielleicht
etwas weniger höllisch.*
Arthur West

Vor 100 Jahren, am 24. August 1922, wurde Arthur West (als Arthur Rosenthal) in Wien geboren. Meine erste nähere Begegnung mit ihm war Anfang 1976 von einem „kleinen“ Eklat begleitet, von dem gleich näher die Rede sein wird. In der Hauptschule interessierte mich zwar auch, wer sich in der wöchentlichen Hitparade auf Platz eins befand, doch hauptsächlich beschäftigte ich mich Literatur und bildender Kunst. Vor allem die Surrealisten faszinierten mich, deren Proponenten mit linken Organisationen sympathisierten oder ihnen angehörten. So waren etwa die Maler René Magritte oder Pablo Picasso in kommunistischen Parteien organisiert. Unsere Clique im Tiroler Dorf war zwar gegen den Vietnamkrieg, doch aufgrund der Informationen in den Zeitungen und im Fernsehen war es für uns selbstverständlich, dass die USA schon bald die Kommunisten in Vietnam besiegen werden würden. Zugleich begeisterten uns die Antikriegsbewegung, Woodstock und die Pop-Art.

Als ich meine Lehre als Dekorateur begann, musste ich einmal in der Woche nach Innsbruck in die Berufsschule. Der Bahnhofskiosk der Landeshauptstadt war die einzige Tiroler Verkaufsstelle der *Volksstimme*, des damaligen Zentralorgans der KPÖ (gleichzeitig wurde fast in jeder Tabak-Trafik in Österreich die neofaschistische *Deutsche Nationalzeitung* zum Verkauf angeboten). Wöchentlich erwarb ich nun die Tageszeitung der KPÖ. Weniger aus politischem Interesse, sondern um die konservative Erwachsenenwelt in Bus und Bahn und das Lehrpersonal in der Berufsschule zu provozieren. Und staunte: In dieser Tageszeitung waren ganz andere Inhalte über die gesellschaftliche und weltpolitische Wirklichkeit zu lesen. Allerdings „gefühl“ mir die Kulturberichterstattung überhaupt nicht: Aus meiner damaligen Sicht enthielt sie zu viel „Tra-Tra-Hochkultur“ (Burgtheater und Oper wären als Hallenschwimmbäder nütz-

licher), während Pop-Musik oder Pop-Art, die die Jugendkultur dominierten, so gut wie gar nicht vorkamen.

Bloß aus „Spaß“ trat ich in der Berufsschule der Gewerkschaftsjugend bei. Als der Chef davon erfuhr, wurde ich gekündigt (im Betrieb mit 103 Beschäftigten gab es gerüchteweise nur drei ÖGB-Mitglieder, doch niemand kannte deren Namen). Ich wies den Chef auf den Kündigungsschutz für Lehrlinge hin. Seine (freundliche) Antwort: „Sigsch, und weil du dejs woasch, brauch i kua Gewerkschoft im Haus!“ Obwohl damals in allen Branchen großer Lehrlingsmangel herrschte, verlor ich ein halbes Jahr meiner Lehrzeit mit der erfolglosen Suche nach einem neuen Ausbildungsplatz in Tirol (die „Buschtrommeln“ der Handelskammer funktionierten).

Ab Herbst 1969 konnte ich schließlich in Wien meine Lehre fortsetzen und abschließen. Wir waren damals eine Gruppe von etwa einem Dutzend kunstinteressierter Jugendlicher, die sich lose jede Woche traf, um über Kunst, Literatur, Film und Politik zu diskutieren. Gleichzeitig durchwanderten wir so ziemlich alle linken Organisationen, die uns allerdings zu studentisch, „hirnwichserisch“ und realitätsfern erschienen. Wir hofften auf eine kommunistische Utopie, doch waren wir der KPÖ gegenüber, aufgrund ihrer „Abhängigkeit“ von der Sowjetunion, skeptisch eingestellt. Im Vorfeld der Nationalratswahlen am 5. Oktober 1975 veranstaltete der Kommunistische Studentenverband (KSV) eine Podiumsdiskussion mit Franz Muhri, dem Vorsitzenden der KPÖ. Es war eine bizarre Veranstaltung: Zunächst versuchte uns Muhri zu überzeugen, dass laut Umfragen nur ein paar hundert Stimmen fehlten, damit die KPÖ erstmals seit 1959 wieder in den Nationalrat einziehen könne. Daraufhin hagelte es von den Studenten Fragen über Revolutionstheorien, Staatskapitalismus, Anarchosyndikalismus, Prag 1968 usw. Muhri, der frühere Bauarbeiter und Widerstandskämpfer aus der Steiermark (er war ein Kampfgefährte des von den Nazis hingerichteten Dichters Richard Zach), ging in seinem abschließenden Statement kaum auf unsere Fragen ein und schloss seine Rede mit den Worten:

„Endlich hätte die Linke wieder die Chance im Parlament vertreten zu sein. Ich frage euch [nun auf ‚ursteirisch‘]: Wölz ihr des?! Wölz ihr des?!“ Daraufhin herrschte im Hörsaal Stille. Bis auf Pauli, der sich als Sohn kommunistischer Eltern als Trotzkiist deklarierte, hatte keiner von uns anderen bisher eine Bekanntschaft mit Kommunisten gemacht.

Bei diesen Nationalratswahlen kandidierte erstmals auch die trotzkistische Gruppe *Gruppe Revolutionäre Marxisten* (GRM). Für uns war es bis zu diesem Abend im Neuen Institutsgebäude der Universität Wien selbstverständlich, die GRM zu wählen. Doch nach der Veranstaltung schien es uns vernünftiger zu sein, die KPÖ in ihrer Wahlwerbung zu unterstützen. Wir nannten uns „Unabhängige Linke für die KPÖ“ und stellten mehrere Kleinplakate im Format A4 und Flugblätter her, die wir speziell bei Kulturveranstaltungen verteilten. Am Abend der Nationalratswahl waren wir über das Wahlergebnis sehr verärgert: Die KPÖ erhielt 55.032 Stimmen, die GRM, die nur in Wien kandidierte, 1.024 Stimmen. In der folgenden Woche trat unsere Gruppe geschlossen der KPÖ bei und gründete die KJÖ 15.

Der „Bruder“ von André Breton

Fortan besuchte ich jede Veranstaltung des KKK (*Kommunistischer Kulturkreis*) in der Gußhausstraße im 4. Wiener Bezirk. Im Publikum fiel mir jedes Mal ein Ehepaar auf, denn die Gesichtszüge des Mannes ähnelten verblüffend jenen des von mir verehrten Schriftstellers und Theoretikers der Surrealisten André Breton (1896–1966), als wäre er dessen Bruder. Er meldete sich bei jeder KKK-Veranstaltung mit leiser Stimme und mit ungewöhnlichen Argumenten zu Wort.

Einige Zeit später fand ein Landesparteitag der KPÖ Wien statt, an dem ich erst- (und letzt)mals als Delegierter teilnehmen durfte. Ich war bisher unter „Diskussionskultur“ etwas anderes gewohnt als hier praktiziert wurde. Die RednerInnen veranstalteten eine Selbstloborgie, bei der als „Schuld“ mangelnder Wahlerfolge zwei Gründe „erkannt“ wurden: der Klassenfeind und der Antikommunismus. Ich hingegen fragte mich, ob in Italien, Frankreich, Francos

Spanien und anderen NATO-Staaten der Klassenfeind freundlicher und der Antikommunismus harmloser waren. Ich meldete mich zu Wort und ließ eine Schimpfkanonade über die Kulturberichterstattung der *Volksstimme* los. Als einziger Redner erhielt ich keinen Applaus, stattdessen unwilliges Gemurmel. Kaum war ich von der Bühne gegangen, eilte der „Bruder“ von André Breton auf mich zu und fragte erschrocken: „Was habe ich dir getan?“ Geduldig hörte sich der damalige Leiter des Kulturreports der *Volksstimme*, Arthur West, meine weiterführende Kritik ohne Gegenrede an. Am Ende forderte er mich auf: „Gibt es eine Ausstellung, die dir derzeit wichtig ist? Dann schreibe darüber und bring den Text in der Redaktion vorbei.“ Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch nie etwas für eine Zeitung verfasst, sondern nur ein paar politische Karikaturen für eine kleine Studentenzeitung gezeichnet. Ich wollte eigentlich bildender Künstler werden.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, über welche Ausstellung ich erstmals einen Bericht geschrieben habe. Meine Rechtschreib- und Grammatikkenntnisse sind aufgrund meiner Hauptschulbildung bis heute ungenügend, doch nun begann Arthur West mir immer mehr Aufträge zu erteilen, ging mit mir jeden Text präzise durch, bis dieser endlich „druckreif“ war. Später durfte ich Ähnliches mit Lutz Holzinger, dem späteren Chefredakteur der *Volksstimme*, und Gustav Ernst, dem Herausgeber der Literaturzeitschrift *Wespennest*, erfahren.

Begegnung mit Elias Canetti

Arthur West besuchte mit seiner Frau Edith so ziemlich jeden Abend nicht nur Aufführungen der lebendigen Kleintheaterzene, sondern auch die Premieren des Burgtheaters, der Kammerspiele oder des Theaters in der Josefstadt. Im Anschluss an die Salzburger Superreichen-Festspiele und an die Bregenzer Festspiele verfasste er Serien von ausführlichen Besprechungen. Verärgert fragte ich ihn, weshalb ihm das „bürgerliche“ Theater und die Oper ein so großes Anliegen wären. Und nun begann eine spannende Belehrung zur Form-Inhalt-Dialektik, und dass gerade die (scheinbar) „bürgerliche“ Literatur seit der Antike und später vor allem die Dramen von William Shakespeare vieles über die gesellschaftliche Wirklichkeit der Gegenwart vermitteln können. Dasselbe gilt für die Musik und die Kunst im Allgemeinen.



Arthur West (1922–2000) im Jahr 1987

Immer noch wollte ich bildender Künstler werden. Am letzten Tag meiner Lehre beschloss ich, lieber als Hilfsarbeiter in Fabriken bei schlechtem Lohn zu arbeiten als bis zur Pension mit meinen Auslagengestaltungen in den Einkaufsstrassen den Konsumismus der Modeindustrie zu fördern. Beeindruckt von den Betriebsreportagen von Günther Wallraff und den Romanen von Max von der Grün begann ich meine Erlebnisse über die Arbeit als Fließbandarbeiter bei Philips oder Bic, als Getränkezusteller bei Coca-Cola, als Bleisetzer in einer Druckerei oder als Nachtwächter zu schreiben. Aber ich verfasste auch Gedichte und Erzählungen, die bisweilen in der Wochenend-Beilage der *Volksstimme* veröffentlicht wurden.

Eines Tages rief mich Arthur West an: Edith habe am Abend ausnahmsweise keine Zeit, es würde ihn freuen, wenn ich ihn am Abend zu einer Dichterlesung in den Kammerspielen begleiten würde. Der Dichter dieses Abends war Elias Canetti. Nach der Lesung entstand ein ziemliches Getümmel um den aus Großbritannien angereisten Schriftsteller. Dutzende Leute baten ihn um Autogramme in ihre mitgebrachten Bücher. Als sich der Rummel gelegt hatte, begrüßten sich Arthur West und Elias Canetti freudestrahlend wie zwei alte Freunde, die sich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatten. Ich wurde dem berühmten Mann vorgestellt, und er sagte zu mir, dass ihm meine Texte sehr gut gefallen würden und forderte mich auf, doch Schriftsteller werden. Nanu? Woher kannte er meine Texte? Die musste ihm Arthur zukommen lassen haben. Natur-

lich fühlte ich mich geehrt (hoffend, dass ich nicht bloß eine Höflichkeitsfloskel gehört hatte), geehrt als für die wenigen „Ehrungen“, die ich später für meine Texte erhalten habe.

Grazer Autorenversammlung

Die österreichische Literaturlandschaft war bis Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre von den austrofaschistischen und Nazi-AutorInnen dominiert. Nun waren diese Damen und Herren zu österreichischen „Patrioten“ mutiert, die dafür sorgten, dass all ihre KollegInnen, die 1938 emigrieren mussten, nur ja nicht mehr zurückzukehren wagten. Sie hatten das Selbstverständnis von Kleingewerbetreibenden, die zueinander in Konkurrenz standen: Ins Gesicht überaus „freundlich“ – von hinten flogen die Hakeln. Junge und zum großen Teil linke AutorInnen gründeten 1971 die *Grazer Autorenversammlung* (GAV). Sie hatten festgestellt, dass die überwiegende Mehrheit der etwa 3.000 SchriftstellerInnen in Österreich an oder sogar unter der Armutsgrenze unter Arbeitsbedingungen und Einkommen von HeimarbeiterInnen des 19. Jahrhunderts lebten, weswegen die AutorInnen solidarisch sein müssten und für ihre gemeinsamen Interessen kämpfen sollten.

Ich wurde 1981 in die GAV aufgenommen (aufgrund von bösen Beleidigungen legte ich meine Mitgliedschaft im Jahr 1992 still; vor wenigen Jahren wurde meine Mitgliedschaft schließlich gelöscht, was ich wie eine ideelle „Tötung“ empfand). Bei den jährlichen Voll- und Generalversammlungen mit jeweils weit mehr als hundert Teil-



Arthur West als Redner bei der gegen Bundespräsident Kurt Waldheim gerichteten Kundgebung am 12. März 1988 am Wiener Ballhausplatz

nehmerInnen ging es meist ziemlich hitzig zu: Bei jeder dieser Zusammenkünfte standen einige Dutzend Forderungen an die Politik und Resolutionen zu aktuellen Ereignissen zur Diskussion. Im Vorfeld diskutierten wir kommunistischen AutorInnen und SchriftstellerInnen, die der KPÖ nahestanden, das jeweilige Ansinnen zunächst untereinander. Arthur West fasste unsere Diskussionsergebnisse in einem präzise formulierten Text zusammen, der dann von Marie Thérèse Kerschbaumer – die auch im GAV-Vorstand saß – in einem Ton vor dem Auditorium vorgetragen wurde, dem kaum jemand zu widersprechen wagte.

Ende der 1980er Jahre begannen dann auch wichtige linke GAV-AutorInnen, sich stärker ihren eigenen „Karrieren“ zu widmen. So etwas wie ein kleiner „Bruch“ ergab sich anlässlich der ersten Lesung von Salman Rushdie im Herbst 1989 in einem großen Zelt auf dem Wiener Votivplatz. Einige Monate zuvor hatte das iranische Regime über den Dichter eine „Fatwa“ wegen des Inhalts des Buches „Die satanischen Verse“ verhängt, mit der Aufforderung ihn zu töten. Ursprünglich hatte die Hochschülerschaft der TU Wien den Dichter eingeladen, doch das Rektorat untersagte „zum Schutz der Studenten“ die Veranstaltung. Und auch die GAV verweigerte die Unterstützung dieser Lesung mit dem Argument, dass man die Mitglieder „schützen“ wolle. Aus Protest trat daraufhin das GAV-Vorstandsmitglied Gerhard Ruiss aus der Organisation aus und engagierte sich fortan als Generalsekretär der IG AutorInnen (einer Dachorganisation

aller Schriftstellerorganisationen Österreichs). Erst vor Kurzem erzählte mir Peter Paul Wiplinger, ein ehemaliges Vorstandsmitglied der IG AutorInnen, dass Arthur West zwar nie aus der GAV ausgetreten sei, er nach der Rushdie-Affäre aber sein hauptsächliches Engagement ebenfalls zur IG AutorInnen verlagerte.

Israel-Sprüche

Zu einem der dümmsten Vorurteile vieler DichterInnen gehört: „Jeder Kulturredakteur einer Zeitung hat in der Schublade eine Mappe mit schlechten Gedichten liegen, mit denen er ab seiner Pensionierung die Öffentlichkeit belästigen will.“ 1974/75 gründete ich mit Wolfgang Hemel, Manfred Pichler und Ursula Pressler die Literaturzeitschrift *Löwenmaul*. Gleichzeitig war ich noch in der Initiative zur Abschaffung des österreichischen Bundesheeres aktiv, die ihre Treffen in den Redaktionsräumen des *Neuen FORUM* von Günther Nening abhielt. Dort lernte ich zufällig Erich Fried kennen und bat ihn (schüchtern) um Beiträge für unsere Zeitschrift. Sogleich öffnete er seine abgewetzte lederne Aktentasche und überreichte mir drei von ihm noch unveröffentlichte Gedichte. 1977 fusionierten wir unsere Zeitschrift mit der von Nils Jensen und Reinhard Wegerth herausgegebenen Literaturzeitschrift *Frischfleisch* zu *Frischfleisch & Löwenmaul*.

Ab 1978 publizierten wir zudem die Buchreihe *Edition FF&LM*. Eines Tages übergab mir Arthur West ein Kuvert mit einer Sammlung seiner Gedichte mit der Frage, ob wir bereit wären, seinen

Zyklus „Israel-Sprüche“ in unserer Reihe als Buch zu publizieren. Ich wagte zunächst nicht einmal das Kuvert zu öffnen, um mir die Texte anzusehen, denn ich kannte erst wenige seiner Gedichte aus Anthologien und Zeitschriften, die ich ausnahmslos der „Agitprop-Literatur“ zuordnete, die von meinen Kollegen eher skeptisch aufgenommen worden wären. Ich war in unserem Kollektiv zwar der einzige Kommunist, doch blieben wir über Jahre von Verlagsförderungen vom Bund und Ländern ausgeschlossen, weil wir den Behörden als „verdeckter“ Verlag der KPÖ galten. Ich antwortete meinem Freund, dass ich über die Veröffentlichung dieser Gedichte nicht entscheiden könne, sondern dass darüber unsere Gruppe abstimmen werden würde.

Bei unserer nächsten Redaktions-sitzung jubelten die anderen Kollegen geradezu über die außerordentliche literarische Qualität der Gedichte von Arthur West. Wir luden ihn zu einem Gespräch darüber ein, wie wir die damit verbundenen Schwierigkeiten lösen könnten: Ein Buch kann aus technischen Gründen erst mit mindestens 64 Seiten (im Kern) realisiert werden. Wie ist dies mit „nur“ 35 Gedichten machbar? Man kann es mit Bildmaterial „aufblasen“, aber woher, welche Bilder hernehmen? Ich machte den Vorschlag, ob wir nicht Erich Fried um ein Vorwort ersuchen könnten, denn er hatte mir versprochen, dass ich mich jederzeit an ihn wenden könne, wenn ich etwas brauche. Arthur antwortete: „Das macht Erich sicher gerne, schließlich war er, als ich 1943 Edith im englischen Exil heiratete, unser Trauzeuge.“ Aus dem Vorwort von Erich Fried zu den 1980 erschienenen „Israel-Sprüchen“ (1997 gab es eine Neuauflage in der Berliner *Edition Schwarzdruck*): „Es ist gut und es ist nötig, dass gerade ein Mensch, dessen Schicksal gerade dadurch geprägt wurde, dass er als Jude vom Hitler-Faschismus verfolgt und vertrieben wurde und gegen ihn kämpfen lernte, gegen den Zionismus (nicht nur gegen die eines Begin) an den Palästinensern protestiert und von der Empörung über diese Verbrechen so erfüllt ist, dass sie ihn zu Gedichten inspiriert. Mir ist es ähnlich wie Arthur West ergangen. Auch ich wurde als Jude vom Hitler-Faschismus aus meiner Heimat Österreich vertrieben. [...] So voll von Bedeutung, von oft mehrschichtigem Sinn, sind diese Verse, dass ihre Beschreibung oder Erklärung weit mehr Raum einnehmen würde als die Gedichte

selbst. Aber es ist auch gar nicht notwendig, sie zu erklären; sie sind, wenn man elementare Kenntnis der Bibel und einige Tatsachen der jüdischen Geschichte voraussetzen darf, leichter verständlich als viele moderne Texte. Sie bemühen sich auch nicht um Neuigkeit oder um irgendeine poetische Manier, sondern erreichen ihre wirkliche Originalität immer wieder dadurch, dass der Sinn nicht nur auf besonders geglückte Art konzentriert ist, sondern dass es offenbar ein Sinngehalt ist, der dem Dichter so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass Gedanken, Gefühl und sprachlicher Einfall eine Einheit bilden. Es ist, als hätte Arthur West diese Gedichte schon viele Jahre mit sich herumgetragen, ehe sie geschrieben wurden, so sehr verschmelzen Unmittelbarkeit und Reife in ihnen, so sehr sind diese Verse auch, trotz ihres gewichtigen Inhalts, von diesem Inhalt und den daran anknüpfenden Gedanken nie überfrachtet, sondern Gefühl und Sprache, gerade auch im Sprachgefühl ineinander verschmolzen, sind so stark und originell, dass die Gedichte nicht ‚kopfschwer‘ werden. / Es sind liebevolle Gedichte, von Liebe erfüllt nicht nur zu denen, mit denen der Dichter sich solidarisiert, sondern auch zu den Schuldigen, die er beklagt, indem er sie anklagt, und die er nie schlecht zu machen sucht.“

Linkes Wort am Volksstimmefest

Ab 1975 wurde am Volksstimmefest der KPÖ jedes Jahr das von Arthur West und Ernst Wimmer initiierte „Linke Wort“ zu den bestbesuchten AutorInnenlesungen im Land, die Arthur über seine Pensionierung im Jahr 1982 hinaus bis in die 2000er Jahre (unterstützt von Helmut Rizy, seinem Nachfolger als Kulturredakteur der *Volksstimme*) betreute. Ebenso verfasste er bis zur Einstellung der *Volksstimme* als Tageszeitung im Jahr 1991 weiterhin Rezensionen für das Blatt. Kaum war Arthur West Anfang der 1980er Jahre in Pension gegangen, publizierte er ein halbes Dutzend weiterer Lyrikbände, davon die ersten vier im Kleinverlag *Herbstpresse* seines Freundes, des Lyrikers Werner Herbst (1943–2008). 2002 erschien in der *Edition Schwarzdruck* in Berlin der „Versuch einer Werkausgabe“ in drei Bänden. Arthur West war zwei Jahre zuvor, am 16. August 2000, in Wien gestorben.

Fast hätte ich eine Besonderheit von Arthurs Leistungen als Kulturredakteur vergessen: Unter seiner Ägide war die

Volksstimme die erste Tageszeitung in Österreich, und sie blieb für viele Jahre auch die einzige, die über jedes Kinder- und Jugendtheaterereignis und jeden neuen Kinder- oder Jugendfilm ausführlich berichtete.

Edith West

Leider ist es wohl bis heute der übliche Fall, dass hinter jedem erfolgreichen Mann eine engagierte Frau steht, über deren Biografie kaum etwas bekannt ist, und die sich nach dem Tod des Ehemannes meist um dessen Nachlass bemüht. Dies trifft auch auf Arthur Wests Ehefrau Edith zu. Am 14. April 1919 in Wien geboren, waren ihre Eltern Anfang des 20. Jahrhunderts aus Polen in die österreichische Hauptstadt emigriert. Sie hatte fünf Geschwister. Als Jugendliche organisierte sich Edith zunächst bei den *Roten Falken* und wechselte nach dem Februar 1934 zum illegalen kommunistischen Jugendverband (KJV). In diesen Jahren absolvierte sie eine Ausbildung zur Kindergärtnerin. Ihrer Mutter gelang es nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938, mit ihren fünf Kindern nach Großbritannien zu emigrieren. Dort fand Edith zunächst eine Anstellung als Haushilfin, später arbeitete sie als Näherin und dann als Metalldreherin in einem Rüstungsbetrieb. In ihrer Freizeit engagierte sie sich in der österreichischen Exilorganisation *Young Austria*, wo sie Arthur West kennenlernte. Die beiden heirateten im Jahr 1943. Im Umfeld von *Young Austria* und des Londoner *Austrian Centre* lernten Arthur und Edith West 1942 auch den österreichischen Dichter Theodor Kramer (1897–1958) kennen, der vor der Machtübernahme der Nazis in Deutschland zu den meistgelesenen Lyrikern im deutschen Sprachraum gehörte. Im englischen Exil lebte Kramer unter ärmlichen Verhältnissen als Bibliothekar des County Technical College in Guildford.

Edith und Arthur kehrten 1946 nach Wien zurück. In den Jahren 1944 bis 1946 hatte Arthur der britischen Armee angehört, zu er sich freiwillig gemeldet hatte, um am Kampf der Alliierten gegen den Hitlerfaschismus teilzunehmen. Edith zufolge hatte sie sich in England nie wirklich heimisch gefühlt. Arthur arbeitete fortan beim neu gegründeten *Globus-Verlag* als Lektor, Edith wieder als Näherin und später in der Mineralölindustrie. Theodor Kramer kehrte erst 1957, ein Jahr vor seinem Tod, aus dem englischen Exil nach Wien zurück. Edith West berichtete, dass sich zwar einige



Edith West (1919–2022)

Mitglieder des PEN-Clubs in Wien manchmal nach dem Befinden von Kramer erkundigten, doch um ihn „gekümmert“ habe sich sonst niemand um ihn. Er war ein Pflegefall geworden. Diese Pflege übernahm nun hauptsächlich Edith West, sie kochte oft für ihn, räumte seine kleine Wohnung auf, wusch und bügelte seine Wäsche usw. Mindestens einmal in der Woche lud das Ehepaar West Kramer zum Essen in ihre Wohnung in Favoriten ein. So gut es ging, vermittelten sie auch noch Lesungen für ihn oder begleiteten ihn helfend zu Kulturveranstaltungen.

Als Arthur West das Projekt „Linkes Wort“ am Volksstimmefest begann, war Edith die „Seele“ dieser Veranstaltungsreihe. Nach jeder Lesung wurden die AutorInnen zum Stand der KPÖ Favoriten eingeladen, wo sie mit ihren Genossinnen aus dem Bezirk eine Kaffeejause (als bescheidenes „Honorar“) vorbereitet hatte. Diese „Tradition“ führten die Favoritner GenossInnen aus Favoriten noch lange Jahre fort. Einige Wochen nach dem Tod von Arthur im Jahr 2000 rief mich Edith an: „Weißt Du eigentlich, dass Arthur auch mehrere Theaterstücke geschrieben hat?“ Nein, das wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht. Edith hatte angenommen, dass ich gute Kontakte zu Wiener Bühnen hätte, und wollte einfach nicht glauben, dass ich noch nie Kontakte zur Theaterszene Wiens hatte. Jedes Mal, wenn ich später Edith bei verschiedenen Veranstaltungen traf, schaute sie mich (an-)klagend an und berichtete, wie schwer es für sie sei, alles zu unternehmen, damit das Werk von Arthur West nicht vergessen werde. Edith West ist am 7. August 2022, im 104. Lebensjahr, in Wien gestorben.